



# WARIS DIRIE

Brief an  
meine Mutter

Von der Autorin des  
Weltbestsellers *Wüstenblume*

KNAUR\*

das stimmt nicht, man gewöhnt sich nie daran, aber man lernt, damit zu leben.

Dennoch war ich fest entschlossen, zu meiner Mutter zu fliegen. Es lag Jahre zurück, dass ich in der Nähe meiner Heimat gewesen war. Damals traf ich meine Mutter in Galadi, einem Flüchtlingslager nahe der somalischen Grenze. Es gibt Fotos von dieser Begegnung. Ich umarme meine Mutter herzlich, doch sie schaut auf allen Bildern ziemlich finster drein. Für sie war es sicherlich schwer, ihre Tochter vor aller Augen an sich zu drücken. Sie ist die vielen Blitzlichter nicht so gewohnt wie ich.

Mutter und Tochter vereint in Afrika. Mit diesem Bild vor Augen schief ich zufrieden ein.

»Wie bringe ich Mutter raus aus Somalia?«

Ich saß in Walters Büro. Es liegt in einem riesigen Glasgebäude im Herzen von Wien, unzählige Stockwerke hoch. Hier ist auch der Hauptsitz meiner Stiftung. Walter hat ein kleines Zimmer gemietet. An diesem Vormittag saß er da wie immer, hatte das Mobiltelefon in der Hand und telefonierte mit Gott und der Welt.

Im ersten Augenblick dachte ich, er hätte mir gar nicht zugehört, doch dann kam seine Antwort wie aus der Pistole geschossen.

»Wie man deine Mutter aus Somalia rausbringt? Zerbrich dir darüber nicht den Kopf.«

Ich sah ihn verständnislos an.

»Waris, du weißt doch. Du kannst nicht nach Somalia. Es ist zu gefährlich für dich.«

Walter hatte recht, das musste ich mir jetzt eingestehen. Ich hatte in vielen Interviews und auch auf Konferenzen sehr offen über Probleme gesprochen. Ich hatte den Finger auf Wunden gelegt und nicht allein angeprangert, dass in Somalia nach wie vor Genitalverstümmelungen durchgeführt werden. Nein, ich hatte auch falsch verstandene religiöse Sitten kritisiert und die Art der Afrikaner, immer nur auf Hilfe aus dem Westen zu warten und nicht selbstbewusst das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Damit bin ich vielen auf die Zehen getreten.

»Okay«, sagte ich zu Walter. »Dann lass mich meiner Mutter wenigstens entgegenfliegen. Bitte kümmere dich darum, dass sie aus

Somalia rauskann und ein Einreisevisum für Österreich erhält. Ich hole sie in Abu Dhabi ab. Dann bringe ich sie nach Wien zum Arzt, und alles wird gut.«

Als ich das Büro verließ, war ich sehr aufgeregt. Nach so vielen Jahren stand ich kurz davor, meine Mutter wiederzusehen.

Ich ging durch die Vorstadt nach Hause. Die Temperaturen waren wieder etwas erträglicher geworden, die Sonne schien – selten genug in dieser Jahreszeit. Ich beschloss, einen Umweg zu nehmen, machte kehrt und spazierte eine Zeit lang die Donau entlang. Flache, rostige, lange Transportschiffe lagen vor Anker. Ein Mann an Deck eines solchen Schiffes kochte gerade sein Mittagessen und hatte wegen des schönen Wetters die Tür zur Kombüse offen gelassen. Das Schiff musste, der Flagge nach zu urteilen, direkt vom Schwarzen Meer gekommen sein. »Eine lange Reise«, dachte ich. Die stand mir jetzt auch bevor.

Die Reisevorbereitungen gestalteten sich mühevoll, vor allem für Walter und Joanna. Ich habe nie verstanden, warum Menschen es anderen Menschen so schwer machen, zueinander reisen zu können. Walter und Joanna mussten unzählige Dokumente besorgen. Das betraf nicht allein meine Mutter, sondern leider auch mich. Denn so unglaublich es auch klingen mag: Zu dem Zeitpunkt, als mich Mohammed anrief, hatte ich noch keinen Reisepass. Kein Dokument, das es mir erlaubte, ohne Visum von einem Land zum anderen zu reisen.

Obwohl ich seit mehr als fünfundzwanzig Jahren in Europa und den USA lebte, wurde ich immer noch behandelt wie ein somalischer Flüchtling.

Ich fand das immer entwürdigend. Denn ich war damals schon seit Jahren nicht allein UN-Botschafterin, sondern Botschafterin vieler großer internationaler Vereinigungen. Trotzdem benötigte ich für jedes Land, für jede Veranstaltung, für jede Einladung ein eigenes Visum. Das war demütigend und absurd. Die UN-Botschafterin Waris Dirie wurde überallhin auf der Welt eingeladen – aber wie sie dorthin kam, das interessierte niemanden. Keine Organisation und kein Politiker waren in der Lage, mir ein Dokument auszustellen, mit dem ich mich frei bewegen konnte.

Einmal traf ich in Wien Madeleine Albright, die ehemalige Außenministerin der Vereinigten Staaten und immer noch eine einflussreiche Persönlichkeit. Sie stellte in Wien ihre Memoiren vor. Als sie mich sah, umarmte sie mich vor unzähligen Kameras und rief ins Publikum: »Das ist Waris Dirie. Sie hat Bücher geschrieben, die viel wichtiger sind als mein Buch.«

Aber auch sie konnte mir nicht zu einem Reisepass verhelfen.

Das ist jetzt alles Schnee von gestern. Kurz bevor ich nach Abu Dhabi abreiste, erhielt ich meinen Reisepass. Nach so vielen Jahren – endlich. Österreich hat mir die Staatsbürgerschaft verliehen, und ich kann ab sofort voller Stolz überall meinen EU-Reisepass herzeigen. Ich bin kein Flüchtling mehr.

Der Mann, der das möglich machte, heißt Dr. Erwin Pröll und ist Landeshauptmann von Niederösterreich, dem größten Bundesland Österreichs. Wenn ich daran denke, wie vielen Menschen ich auf meinen Vortragsreisen immer wieder begegnet bin – mächtigen Leuten, aber keiner konnte oder wollte einen Finger krumm machen. Der UN-Generalsekretär, Staatschefs, Außenminister, sie alle bestätigten mir die Wichtigkeit meiner Arbeit, verliehen mir Preise. Wenn ich aber in eigener Sache um Unterstützung bat ...

Die Ausstellung des Visums für meine Mutter ging dagegen zügig voran, weil wir vom österreichischen Innenministerium Unterstützung bekamen. Die Beamten setzten sich mit der österreichischen Botschaft in Abu Dhabi in Verbindung und halfen uns bei allen Behördengängen.

Doch langsam bekam ich Angst vor der großen Aufgabe. Ich fürchtete, dass etwas beim Transport meiner Mutter aus Somalia schiefgehen könnte. Ich wusste wenig darüber, woran Mutter denn nun eigentlich erkrankt war. Im tiefsten Inneren fürchtete ich mich aber vor etwas anderem am meisten: vor dem Zusammentreffen mit Mutter nach so vielen Jahren. Würden wir diesmal einen Draht zueinander finden?

Mein Bruder Mohammed rief noch einmal an und bestärkte mich in meinen Absichten.

»Waris, es ist tatsächlich zu gefährlich, wenn du Mama selber aus Somalia holst. Hör auf mich, hör einmal in deinem Leben auf mich!«

Ich stimmte zu, denn ich hatte mich bereits dazu entschlossen, Mama in den Arabischen Emiraten abzuholen.

In den nächsten Tagen organisierten wir den Transport meiner Mutter. Freunde und Verwandte halfen uns dabei. Meine Schwester Fartun lebt in der Nähe des Flughafens in Abu Dhabi. Sie und ein Freund Mohammeds sollten alles managen. Sie entschieden, meine Mutter mit einem kleinen Flugzeug aus Galkayo holen und nach Mogadischu bringen zu lassen. Als ich das Geld dafür vorab überwiesen hatte, war alles perfekt.

In Mogadischu sollte meine Mutter von Xasan empfangen werden, einem mir damals noch unbekanntem Cousin. Er sollte meine Mutter an Bord einer Linienmaschine aus Somalia rausbringen. In Abu Dhabi könnte ich sie dann endlich in die Arme schließen.

Die Telefongespräche mit meinem Bruder vermittelten mir den Eindruck, als wüsste alle Welt Bescheid. Jeder im Dorf, in dem ich für meine Mutter ein kleines Haus hatte bauen lassen, war über die Details im Bilde, lange bevor ich vom Flughafen Wien in Richtung Abu Dhabi abhob.

»Waris kommt und wird ihre Mutter nach Europa bringen, wo ihr die weißen Ärzte helfen werden.« Solche Nachrichten verbreiten sich in der Wüste wie ein Lauffeuer.

Nach knapp acht Stunden Flug war ich am Ziel. Das Schaukeln des Flugzeuges und die monotonen Motorengeräusche hatten mich eindösen lassen. Jetzt weckte mich die Stimme des Piloten eher unsanft und kündigte die bevorstehende Landung an. Er gab noch rasch Auskunft über das Wetter, und wenig später landete die Maschine auf dem International Airport Abu Dhabi. Ich hatte wenig Gepäck dabei und war schnell in der Ankunftshalle, wo mich Freunde Mohammeds in Empfang nahmen: Ein Mann und eine Frau, offensichtlich ein Ehepaar, hielten ein Schild hoch, auf dem in großen Lettern »Waris« stand, dazu hatten sie eine Wüstenblume gezeichnet. Über diese Begrüßung freute ich mich besonders.

Ich hatte ja keine guten Erinnerungen an diesen Flughafen. Mehrere Male wurde ich hier von den Behörden abgewiesen, durfte nicht einreisen, um meine Schwester zu sehen. Einmal flog ich sogar extra zurück nach New York, um mir ein Visum zu besorgen, und dennoch durfte ich danach nicht ins Land.

Diesmal zeigte ich einfach meinen österreichischen Pass, und alles lief problemlos.

Das liebenswerte Paar, das mich in Empfang nahm – sie eine lebensfrohe Mutter von vier Kindern, er ein unscheinbarer Mann mit Oberlippenbart, weißem Hemd und dicker Brille –, war sehr herzlich, und ich wusste sofort, dass ich mich auf die beiden verlassen konnte. Wie ich später erfuhr, hatte Dirhan, der Kopf der Familie, meinen Bruder in den Bürgerkriegswirren kennengelernt. Sie waren so etwas wie Zellengenossen.

Dirhan allerdings wollte nie nach Europa. Er fand Arbeit in den Arabischen Emiraten, wo er in einem der vielen noblen Hotels in der Wäscherei unterkam. Ungewöhnlich für einen Muslim, dass er sich mit Frauenarbeit begnügte. Aber mittlerweile hat er sich bis zum Abteilungsleiter hochgearbeitet. Daher kam wohl auch seine Vorliebe für weiße Hemden.

»Die Arbeit ist das Wichtigste, damit die Familie zu essen und zu trinken hat. Erst dann kommen die Glaubensvorschriften der Imame«, sagte er.

Ich sah ihn erstaunt an. Solche Worte hört man selten von einem Muslim.

Der Flughafen der Hauptstadt der Arabischen Emirate liegt etwa dreißig Kilometer außerhalb der Stadt auf dem Festland, direkt an der Autobahn zwischen Abu Dhabi und Dubai. Als wir das klimatisierte Flughafengebäude verließen, traf mich die Hitze wie ein Keulenschlag. Ich hatte vergessen, dass es in den Emiraten auch im November noch an die dreißig Grad Celsius warm sein kann. Ich kletterte rasch in Dirhans Wagen und freute mich, in dem Auto eine Klimaanlage zu entdecken.

Wir fahren gemächlich auf der vierspurigen Autobahn Richtung Stadtzentrum. Ich war wieder hellwach und sah aus dem Fenster. Ich wunderte mich über die vielen Dattelpalmen und Sträucher, die alles in Grün tauchten. Woher kamen nur die unglaublichen Mengen an Wasser, die man zum Gießen brauchte?

»Entsalzungsanlagen, die aus dem Meerwasser Trinkwasser machen«, erklärte mir Dirhan. Das Emirat ist mit Ausnahme der Städte, die auf einem schmalen Streifen Festland errichtet sind, Wüste. »Die